



ROSIE
THOMAS

Der
Kaschmir-
schal

Weltbild

Der Kaschmirschal

Die Autorin

Rosie Thomas ist eine begeisterte Reisende und Bergsteigerin. Sie ist in den Alpen und im Himalaya unterwegs gewesen, hat an einer Autorallye von Peking nach Paris teilgenommen, verbrachte einige Zeit auf einer winzigen bulgarischen Forschungsstation in der Antarktis und hat für die Recherchen zu diesem Roman Ladakh und Kaschmir bereist. Sie lebt in London und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Romanen geschrieben, die in Deutschland noch auf ihre Entdeckung warten.

Rosie Thomas

Der Kaschmirschal

Roman

Aus dem Englischen
von Maria Mill

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *The Kashmir Shawl*
bei HarperCollins Publishers Ltd., London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Rosie Thomas
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012
by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Maria Mill

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: plainpicture, Hamburg (© whatapicture)
Satz: Dirk Risch, Berlin

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU

ISBN 978-3-86365-620-1

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für meinen Vater

*Bergschafe sind leckerer,
aber die aus dem Tal sind fetter.
Daher hielten wir's für besser
und entschieden uns für letztre.*

Danksagung

Bob und Carolyn Wilkins waren die ersten, die mich auf die Auswirkungen des Tiermedikaments Diclofenac auf die Geierpopulationen Asiens sowie die sich daraus ergebende Vermehrung der Wildhunde und die stärkere Verbreitung der Tollwut aufmerksam gemacht haben. Dres. Wilkins waren auch ganz wundervolle Gefährten auf einer längeren Trekkingtour in den Zanskar-Bergen des indischen Himalaja, ebenso wie Jane Maxim, Stephen Barnard und Graham Francis. Unser Führer war der unschätzbare Seb Mankelow, der uns sowohl an seiner profunden Kenntnis der Region wie auch an seiner Liebe zu ihr teilhaben ließ und mich in vielfacher Weise bei den frühen Recherchen für dieses Buch unterstützte. Unser örtlicher Führer war Sonam »Jimmy« Stobges, dessen Schwung und gute Laune lange Tage in schwierigem Terrain wie einen Klacks erscheinen ließen. Ich danke ihm und seiner Frau, die uns in ihrem Haus in Padum willkommen hießen, und auch dem Lagerpersonal und den Ponyführern. Dr. Tsering Tashi vom Gemeinde-Gesundheitszentrum in Padum schenkte mir einen Nachmittag seiner Zeit, um mit mir über die Gefahren und die Auswirkungen von Tollwut zu sprechen. Ein weiterer Tashi war mein genialer Fahrer auf der langen und gefährlichen Strecke über die Berge Ladakhs, die über Kargil ins kaschmirische Srinagar führte.

In Srinagar erfuhr ich großartige Unterstützung durch Inhaber und Angestellte von Gurkha Houseboats auf dem

Nagin-See. Dankbar bin ich den Spinnern, Färbern, Webern und Stickern aus Srinagar und dem Kaschmirtal, die mich in ihre Werkstätten einluden, mir ihre Arbeitsmethoden zeigten und geduldig die Verfahren erklärten, die zur Herstellung feiner Schals nötig sind. Dank gebührt Justine Hardy für ihre freigiebigen Ratschläge, ebenso wie Sara Wheeler.

Mein Schwager Arwyn Thomas kam als Sohn walisischer Missionare in Indien zur Welt und verhalf mir zu nützlichen Informationen über ihre Arbeit.

Außerdem möchte ich Lynne Drew danken, allen bei Harper-Collins, Hazel Orme, Annabel Robinson sowie dem gesamten Team von FMcM Associates, der London Library und meinem unübertrefflichen Agenten Jonathan Lloyd.

Und wie immer danke ich meiner Familie, Charlie, Flora und Theo, die mich stets unterstützen.

Die Entdeckung machte Mair an ihrem letzten Tag daheim im alten Haus.

Alle drei waren sie oben in der Schlafstube ihres Vaters. Ehe man das Haus zum letzten Mal abspernte und dem Makler die Schlüssel übergab, hatte man sich zum melancholischen Geschäft des Aussortierens und Ausräumens der Möbel und Besitztümer der Eltern eingefunden. Es war Ende Mai, gerade erst waren die Lämmer auf den Markt gebracht worden. Draußen auf den Hügeln blökten die Schafe wild und laut – bestürzte, unablässige Schreie, die mit dem Duft des Frühlingsgrases hereingetragen wurden.

Mair hatte eine Kanne Tee aufgebrüht und ein Tablett vorbereitet, das sie zu ihrer Schwester Eirlys hinauftragen wollte. Ihr Bruder Dylan folgte ihr und duckte sich, wie seit seinem dreizehnten Jahr, um sich am niedrigen Balken des Treppenabsatzes nicht den Kopf anzustoßen.

Eirlys' Energie war verblüffend, wie immer. Auf dem Schlafzimmerfußboden stapelten sich – in rechtwinkliger Ausrichtung – Decken und Kissen, Türme von beschrifteten Kartons und knisternde schwarze Säcke. Sie selbst stand, das Klemmbrett auf dem Bettpfosten abgestützt, am Fußende des Betts und runzelte die Stirn, während sie sich irgendwelche Anmerkungen auf eine ihrer Listen kritzelte. Hätte man sich noch einen weißen Kittel und ein Gefolge von Untergebenen dazugedacht, hätte sie sich auch ohne weiteres auf einer ihrer Stationsrunden befinden können.

»Wunderbar«, murmelte sie, als sie den Tee sah. »Aber nicht dort abstellen«, fügte sie hinzu.

Dylan nahm sich eine Tasse und zwängte sich auf das Fensterbrett. Er stand ihr im Licht, und Eirlys zog die Braue hoch. »Trink deinen Tee«, meinte er milde. »Und gönn dir auch 'nen Keks.«

Mair setzte sich aufs Bett. Die uralte rosa Heizdecke lag noch immer darauf, und sie dachte zurück an die letzten Wochen ihres Vaters, seine letzte Krankheit, als sie ins Tal zurückgekehrt war, um ihn, so gut sie eben konnte, zu pflegen und ihm Gesellschaft zu leisten. Sie hatten lange, zuweilen auch unzusammenhängende Gespräche geführt – über die Vergangenheit und Menschen, die ihr Vater gekannt hatte.

»Habe ich dir eigentlich je von Billy Jones, dem Auktionator, erzählt?«

»Ich glaube nicht.«

»Er hat gestottert.«

»Wie kam er denn damit zurecht?«

Ihr Vater betrachtete sie über seine Brille hinweg. »Wir hatten's damals nicht so eilig, weißt du.«

In dem niedrigen Raum war ihr der alte Mann sehr nahe vorgekommen, doch gleichzeitig völlig abwesend.

Eirlys erklärte ihnen, welche Pakete bei Wohlfahrtseinrichtungen abzugeben seien und was genau man dem Räumungsunternehmen überlassen konnte. Zweifel gab es hinsichtlich der Leinenwäsche, die so lang sie denken konnten im selben Schrank aufbewahrt worden war und – wahrscheinlich gemäß eines lang zurückliegenden Erlasses ihrer Mutter – mysteriöserweise als »beste« aufgespart wurde.

Doch als die Schwestern das oberste Laken auseinanderfalteten, sahen sie, dass es in der Mitte so dünn und zerschlissen war, dass das Licht hindurchschien. Eirlys schürzte die Lippen und entsorgte es resolut zusammen mit seinem Gegenstück in einem ihrer nach Größen gestaffelten Müllsäcke.

Die Sonne fiel schräg durchs Fenster und tauchte Dylans Pullover in eine goldene Fussel-Aura.

Mair hielt es nicht mehr aus, rumzusitzen und sich mit den beiden anderen von der Welle der Erinnerungen überfluten zu lassen. Sie sprang auf und trat an die geschwungene Kommode, die dem Bett vis-à-vis stand. Ihre Mutter hatte sie von ihrer eigenen Mutter geerbt – meinte sie gehört zu haben. Nach Gwen Ellis' Tod hatte man ihre Kleider darin aufbewahrt, bis der Witwer und die ältere Tochter sich genügend gefangen hatten und sie dann weggaben.

Die oberen beiden Halbschubladen waren leer. Sogar das Auslegepapier hatte Eirlys entfernt. Die mittlere hatte noch bis vor Kurzem die Westen, Hosen und gefalteten Hemden ihres Vaters beherbergt. Als er schwächer wurde, hatte Mair ihm morgens beim Ankleiden geholfen. Sie hatte ihm seine Unterwäsche vor den Elektrostrahler gehalten, ehe sie sie ihm reichte – in der vergeblichen Hoffnung, davon werde ihm vielleicht etwas wärmer. Ein Haufen dieser Sachen lag nun auf dem Boden.

»Wir werden all seine Sachen in den Recycling-Sack packen müssen.« Eirlys nickte. »Für etwas anders sind sie nicht mehr zu gebrauchen.«

Mair zog die untere Schublade auf. Sie entdeckte einige vergilbte Kopfkissenbezüge und die Tischdecke mit dem

durchbrochenen Mittelteil, die unweigerlich einmal im Jahr hervorgeholt und über die weihnachtliche Speisetafel gebreitet wurde. Der weiße Stoff wies stellenweise Rostflecken auf. Als sie noch ein Stück weiter nach unten tastete, stießen ihre Finger auf Seidenpapier. Sie nahm das Tisch-tuch heraus, um zu sehen, was sich darunter befand.

Das Seidenpapier war sehr alt und brüchig.

Als sie es zurückschlug, war ihr erster Eindruck der wunder-voller Farben. Silbrige Blau- und Grüntöne, wie aus dem Wasser eines Sees und Frühlingshimmeln destilliert, sprangen ihr ins Auge, aus deren Tiefen die Strahlenkränze lavendel- und zinnoberfarbener Blüten leuchteten. Sie schaute genauer hin und sah die Kompliziertheit des Web-musters; prächtige geschwungene Tränenformen mit ge-kurvten Spitzen, farnartige Wedel, verzweigte Stiele und winzige fünfblättrige Blüten. Das jämmerliche Geblöke der Schafe war der einzig hörbare Laut im Raum, während Mair die Lagen des weichen Wollgewebes aufschüttelte. Es war so leicht, dass es in der Luft zu schweben schien.

Der Schal war wirklich wunderbar, und sie hatte ihn noch nie zu Gesicht bekommen.

Ein Kuvert war aus den Schalfalten geglitten. Ein altes braunes, ganz gewöhnliches Kuvert, in der Mitte gefaltet, und der Kleber auf der Lasche war längst ausgetrocknet. Vorsichtig versuchte Mair es zu öffnen. Darin befand sich eine Haarsträhne. Eine sehr feine und seidige dunkelbraune Locke, in der einige kupferne Fäden schimmerten. Sie nahm sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Das ist Grandma Watkins' Schal«, erklärte Eirllys in ihrer bestimmten Art.

»Wie schön er ist«, flüsterte Mair.

Eirlys war die einzige der drei, die die Mutter ihrer Mutter noch gekannt hatte, doch auch Eirlys besaß keine echte Erinnerung an die Großmutter, da diese bereits starb, als Eirlys noch in den Windeln lag. Nur eines wussten sie über sie: Dass sie mit ihrem sehr viel älteren Ehemann, einem Missionar, in Indien gewesen war. Die Großeltern waren schließlich nach Wales zurückgekehrt und bekamen – als Nerys bereits in ihren Vierzigern war – ihr einziges Kind. Und diese Tochter, Gwen, hatte mit nur neunzehn Jahren einen Nachbarn aus dem Tal geheiratet, den hübschen Huw Ellis. Den eigenen drei Kindern hatte sie stets erzählt, sie habe nicht gewollt, dass sie wie sie selbst bei so alten Eltern aufwüchsen.

»Wessen Locke das wohl mal war?«, fragte Mair.

»Keine Ahnung«, meinte Eirlys.

Mair grübelte. Grandma Watkins hätte ja wohl kaum das eigene Haar aufgehoben, oder? War es dann womöglich das ihres Mannes oder vielleicht eher das ihres Kindes?

Nein. Das war nicht das Haar eines älteren Missionars, und es war auch nicht das von Gwen, dessen war sie sich ziemlich sicher – Gwens Haar war ganz anders gewesen, viel heller.

Doch wessen Haar war es dann?

Die Frage faszinierte sie, auch wenn sie unbeantwortbar schien.

Sie presste den Schal an die Wange. Der Stoff war so fein, dass sie ihn mit zwei Fäusten umschließen konnte. Zum ersten Mal sog sie seinen feinen Gewürzduft ein.

»Wir haben noch jede Menge zu tun«, meinte Eirlys und leerte ihre Tasse.

Nachdenklich schob Mair die Haarsträhne in den Umschlag zurück.

Später, als das meiste in Kartons und Kisten verstaubt war, kamen die drei in der Küche zusammen. Die Hintertür stand offen, und mit der Brise trieben auch die Mücken herein. Das Geblöke der Schafe wurde lauter und klagender, während sich unmerklich die Dämmerung herabsenkte. Dylan hatte eine Flasche Wein geöffnet, und Mair improvisierte ein picknickartiges Abendessen aus kaltem gekochten Schinken und Ofenkartoffeln aus der Mikrowelle. Die hatte Dylan seinem Vater vor zwei Jahren besorgt, und Huw hatte sich damit regelmäßig seine Einpersonen-Fertiggerichte aus dem Supermarkt aufgewärmt, die, wie er immer erklärt hatte, sehr schmackhaft seien. Eirllys hatte nichts davon gehalten und darauf hingewiesen, dass Fertigmahlzeiten Unmengen von Fett und Salz enthielten.

Piingg machte das Gerät, und Mair nahm die Kartoffeln heraus. Sie sah ihren Vater vor sich, wie er zwinkerte und leise *hä-hä-hä-hä* machte.

Ohne jede Vorwarnung standen ihr plötzlich die Tränen in den Augen.

Alle wussten sie, dass dies ihr letzter gemeinsamer Abend in der alten Küche war. Mair wollte ihn keinesfalls noch trauriger machen, indem sie sich jetzt ihren Tränen hingab. Stattdessen lächelte sie sie an, erst Dylan, der – Hände in den Jeanstaschen – dahockte, dann Eirllys, die die Haare hinter die Ohren zurückgestrichen hatte und deren Augen hinter den Brillengläsern verräterisch schimmerten.

»Sollen wir nicht im anderen Zimmer essen?«, fragte Mair.

Der Tisch im Wohnzimmer eignete sich von der Größe her eher für drei Personen als der in die Küchenecke gezwängte Klappstisch, an dem die Erinnerung an ihren dort allein mit seiner Tasse Tee und der Zeitung sitzenden Vater allzu gegenwärtig war.

Das Hineintragen des Essens und die Suche nach den letzten noch nicht verpackten Bestecken half ihnen über den Moment hinweg. Dylan fand einige Kerzenstummel und Eirlys stellte sie auf eine Untertasse. Ihr Schein ließ den nackten Raum wieder einladend wirken und die Staubquadrate an den Stellen, wo einmal Gemälde gehangen hatten, verschwinden.

»Wir sollten uns über die guten Sachen unterhalten«, meinte Eirlys, als sie am Tisch Platz nahmen.

Einen Moment lang dachte Mair, sie meine die glücklichen Zeiten, die sie als Familie erlebt hatten, und diese so völlig uncharakteristische Sentimentalität verblüffte sie. Dann aber wurde ihr klar, dass ihre Schwester von den zwei, drei Möbelstücken und dem alten Silber sprach, den einzigen Dingen im Haus, die von wirklichem Wert waren. Seit der Verlesung des Testaments wussten sie, dass der Erlös aus dem Verkauf des Hauses zu gleichen Teilen zwischen ihnen aufgeteilt werden sollte. Über die kleineren Dinge hatten sie im Grunde bisher kein Wort verloren.

Da war etwa die Standuhr mit dem mit Sonne und Mond bemalten Ziffernblatt, deren sonores Ticken die langen Nachmittage ihrer Kindheit vermessen hatte. Huw hatte sie während der letzten Wochen einmal erwähnt und sie dabei als »Dylans Uhr« bezeichnet. Mair hatte absichtlich darüber hinweg gehört, weil sie nicht akzeptieren wollte, was dies bedeutete.

»Du nimmst die Uhr, Dylan«, meinte Eirlys. »Mair?«

Die anderen zwei waren verheiratet und hatten Häuser mit Dielen, Alkoven, Regalen. Mair war ledig und lebte glücklich und zufrieden in einer gemieteten Eineinhalbzimmerwohnung. Die geschwungene Kommode oder silberne Teekanne ihrer Mutter brauchte, ja wollte sie nicht einmal. Bei Eirlys würden die eine bessere Heimstatt finden. Sie legte Messer und Gabel nieder und räusperte sich.

»Ich hätte gern Großmutter's Schal«, sagte sie. »Wenn das für euch in Ordnung geht?«

»Natürlich«, nickte Eirlys. »Ist es dir recht, Dylan?«

Er blickte zu Mair. Er hatte zu dieser Zeit ziemlich tiefe Falten um die Augenwinkel. Er und Eirlys waren beide kurzsichtig, und Dylan kniff gern die Augen zusammen, wenn er sich konzentrieren wollte.

Die Liebe zu ihrem Bruder, die ihr in diesem Moment bewusst wurde, umhüllte Mair wie eine Decke. Ihr ganzes Leben lang war er ihr Verbündeter gewesen, während sie und Eirlys sich als Kinder andauernd gezofft hatten, hauptsächlich wohl, weil sie in allem so gegensätzlich waren. Natürlich hatten sie das in letzter Zeit nicht mehr getan. Der Verlust ihres geliebten Vaters hatte sie rücksichtsvoll, ja geradezu behutsam werden lassen.

»Hast du eine Ahnung, woher er stammen könnte?«, fragte Dylan.

»Nein«, erwiderte sie. »Aber ich könnte versuchen, es rauszufinden.«

Die Idee war ihr erst in diesem Moment gekommen. Sie war überrascht über die Neugier, die der geheimnisvolle Schal in ihr weckte.

In jener Nacht gingen Mair und Eirlys zum letzten Mal in dem Zimmer zu Bett, das sie in der Kindheit geteilt hatten. Mair spürte, dass ihre Schwester wach lag, obwohl die sich nicht zwischen den feuchten Laken drehte und wand, wie Mair es tat. Schließlich flüsterte sie: »Eirlys, kannst du auch nicht schlafen?«

»Nein.«

»Woran denkst du?«

»Wahrscheinlich an das gleiche wie du. Sobald mal beide Eltern tot sind, ist man selbst dran, nicht? Steht in der Verantwortung, weil niemand mehr vor einem ist. Weißt du, was ich meine?«

Mair wurde von einer Welle des Mitgefühls übermannt. Immer hatte ihre Schwester Verantwortung übernommen. Sie war eine preisgekrönte Medizinstudentin gewesen, erst vor Kurzem in ihrer Birminghamer Klinik auf die Stelle einer Konsiliarärztin berufen worden und hatte dennoch Zeit gefunden, zu heiraten und zwei Jungen zur Welt zu bringen. Ihr ganzes Leben lang hatte sie studiert und sich um andere Menschen gekümmert, und ihre Vorstellung von dieser letzten Lebensphase war eine von noch mehr Lasten, die sie würde schultern müssen.

Seit ich gehen und sprechen kann, dachte Mair, meide ich tunlichst den Weg, den meine Geschwister vor mir beschritten haben. Statt ihnen an eine gute Universität zu folgen, hatte sie Wales und ihr Elternhaus mit siebzehn verlassen und ein altes Versprechen erfüllt – das irgendwo zwischen Familienscherz und aufsässiger Drohung anzusiedeln war und darin bestand, dass sie abhauen und zum Zirkus gehen würde. Und in *Floyd's Family Circus* hatte sie dann

Harriet Hayes alias *Hattie der Clown* kennengelernt. Gemeinsam entwickelten sie eine einfache Trapeznummer. Und obwohl die Zirkusabende inzwischen lange hinter ihnen lagen, waren sie auch im Anschluss daran enge Freundinnen geblieben. In den Jahren dazwischen war Mair mit wechselndem Erfolg, aber meistens doch einigermaßen zufrieden, als Geschäftsführerin eines Kleiderladens, Sängerin in einer Band, Rezeptionistin, PR-Frau, Kindergartenhelferin, Buchverkäuferin und mehreren anderen Berufen tätig gewesen.

Nein, nicht mal Hattie würde mich verantwortungsbeusst nennen, gestand sie sich ein. Und Hattie war ein gewaltiges Stück leichtsinniger als Eirlys.

Mairs Herz begann ihr gegen die Rippen zu hämmern, und ein weißes Licht brannte hinter ihren Augäpfeln. Plötzlich fühlte sie sich leicht wie eine Feder, und sie spürte, dass sie sich ... ja, *frei* fühlte. Sie wollte dieses Glück festhalten, und gleichzeitig wollte sie es mit ihrer Schwester teilen. Sie streckte die Finger aus und berührte die Fransen des Schals, der auf Stuhl neben dem Bett lag. »Ja, ich weiß ganz gut, was du meinst«, sagte sie. »Eirlys, ich hab nachgedacht. Vielleicht geh ich auf Reisen. Jetzt, wo Vater tot ist und, wie du sagst, nur noch wir da sind. Ich überlege mir, ob ich nach Indien fahre – und vielleicht mal sehe, was ich über Grandma und ihren Schal rauskriegen kann. Womöglich komme ich ja noch einem Familiengeheimnis auf die Spur. Komm doch mit? Dann könnten wir mal wieder zusammen sein. So was hatten wir schon lange nicht mehr.«

Eirlys zögerte keine Sekunde, ehe sie erwiderte: »Das ist völlig unmöglich. Da ist die Klinik. Nach den letzten Kür-

zungen ist es für die ganze Belegschaft sehr schwierig geworden. Und wer würde sich um Graeme und die Jungs kümmern? Aber du solltest das machen, wenn du es wirklich willst. Ich hab gesehen, wie du den Schal betrachtet hast.«

Mair wusste, dass es keinen Sinn hatte, ihre Schwester vom Gegenteil überzeugen zu wollen. Sie war entschlossen genug für zwei. »Ich glaube wirklich, dass es interessant sein könnte«, sagte Mair.

Sie versuchte erst gar nicht, das Gefühl der Entwurzelung zur Sprache zu bringen, das sie seit dem Tod ihres Vaters quälte. Vielleicht würde die Aufdeckung eines Familiengeheimnisses ihr ja helfen, sich wieder fester verankert zu fühlen.

»Vielleicht findest du auch gar nichts heraus. Indien ist ein riesiges Land. Aber du hast dir eine Pause und einen Tapetenwechsel verdient. Trauer kann ja alle möglichen Formen annehmen, nicht wahr. Und du hast den größten Teil von Dads Pflege übernommen. Dylan und ich sind dir wirklich dankbar, dass du diesen Job aufgegeben hast und alles.«

Im Dunkeln blinzelte Mair heftig, und dennoch rannen ihr heiße Tränen aus den Augenwinkeln. Nach dem Begräbnis hatte Eirllys bemerkt, das Nesthäkchen der Familie sei so damit beschäftigt, seine Unkonventionalität zu kultivieren, dass ihm keine Zeit blieb, sich auf irgendetwas anderes zu konzentrieren. Das hatte Mair getroffen, doch nun dachte sie, dass der Schmerz in der Tat viele Formen annahm. Eirllys' Schmerz ließ sie noch säuerlicher reagieren als gewöhnlich. Diese Erkenntnis ließ ihr die Freundlichkeit

ihrer Schwester nun um so anrührender und kostbarer erscheinen. »Es war mir eine Ehre. Ich bin froh, dass ich es tun konnte.«

»Lass dir Zeit, flieg nach Indien. Und wenn du einen Grund dafür brauchst und der Schal ihn dir gibt, warum nicht?«, meinte Eirlys. »Können wir jetzt schlafen?«

Draußen hatte sich das Blöken der Schafe schließlich doch noch gelegt. Mair wusste warum. Sobald die Dunkelheit hereinbrach, begriffen die Mutterschafe, dass sie ihre verlorenen Lämmer nie mehr zurückrufen konnten. Gelegentlich erhob sich zwar noch ein verzweifelter Schrei zu den Sternen empor, doch allmählich beruhigte sich die Herde und verstummte.

Als Mair erwachte, lag sie in dem engen Bett und versuchte sich zu erinnern, wo sie sich befand. Sie hatte von einem belenden Hund geträumt und von Tieren, die daraufhin erwachten, nacheinander von einer Unruhe ergriffen wurden, ehe die Leittiere sich davonmachten und über den harten Boden jagten. Und dann tauchte die Sonne plötzlich einen Berghang in Farbe, und die dahineilenden Tiere zerflossen vor dem Hintergrund des Rasens in grau-grüne Paisleymuster. Ein Schäferhund hetzte sie auf ein von Mäuerchen umschlossenes Gehege zu, wo ein Farmer ihnen das Gatter aufhielt.

In jener für Träume so typischen Weise hatte sich ein vertrauter und geliebter Ort mit einem anderen vermischt, der ihr noch unbekannt war. Im Zimmer war es kalt, sie schauderte und zog sich die Decke über die Schultern. Und noch während sie es tat, drang der erste Ruf des Muezzins durch die Läden.

Ihr Nacken kribbelte, nicht nur vor Kälte, sondern auch vor Erwartung.

Nun erinnerte sie sich wieder.

Und dann riss sie die Augen weiter auf, da sie in der grauen Dämmerung jäh eine Angst erfasste. Das Hotelzimmer war eng, und überall waren ihre Habseligkeiten verteilt. Weil sie am vergangenen Abend während eines Stromausfalls auf der Suche nach einem Schlafanzug und Bettsocken ihre Taschen durchwühlt hatte. Aber der Schal war da und in Sicherheit, hing ordentlich zusammengefoldet über der Lehne des einzigen vorhandenen Stuhls. Zwar war das Licht noch nicht hell genug, um seine Farben in ihrer ganzen Pracht erkennen zu lassen, doch vor ihrem inneren Auge standen sie lebhaft genug.

Mair schob die Decke zurück und setzte sich auf. Es war noch zu früh, aber sie wusste, dass sie nicht wieder einschlafen würde.

Sie hatte beschlossen, sich einen Tag zum Akklimatisieren zu gönnen. So dass sie nach einsamem Frühstück im frostigen und verlassenem Esszimmer des Hotels ihre etwas nervösen Vorbereitungen traf. In die Schultertasche kam die Kartenskizze der Stadt, die der lächelnde ladakhische Rezeptionist ihr überlassen hatte, eine Flasche Mineralwasser, antibakterielles Gel sowie ein gründlich gewaschener Apfel. Unsicher, was nun vor ihr lag, verspürte sie ein gewisses atemloses Flattern unterm Zwerchfell, das fast gar nichts mit der Höhenwirkung zu tun hatte.

Mair war noch nie in Indien gewesen, hatte nicht einmal die Strände Goas oder die Sehenswürdigkeiten Jaipurs besucht, ganz zu schweigen von einer abgelegenen Kleinstadt

im Himalaja. Auch war sie – trotz erklärter Unabhängigkeit – nicht ans Alleinreisen gewöhnt. Urlaub hatte sie, sofern sie sich welchen leisten konnte, in der Vergangenheit meist auf den griechischen Inseln oder in Spanien gemacht, ob mit einem neuen Freund, einem, der sich auf dem Absprung befand, oder einer lockereren Freundesclique, der fast immer auch Hattie angehörte. Wie meistens hatte Eirllys mit ihrem Hinweis recht behalten, dass Mair nur selten von ihrer bewusst kultivierten Planlosigkeit abwich.

Mair lächelte wieder, als sie ihr Hotelzimmer abspernte. Nun war sie frei – oder etwa nicht? Tage und Wochen unverplanter Zeit dehnten sich vor ihr aus. Dank des Verkaufs des alten Hauses in Wales hatte sie Geld und freie Zeit, um sich dem merkwürdigen Projekt zu widmen, das ihr – auf ihr selbst nicht recht begreifliche Weise – schon seit Monaten keine Ruhe mehr ließ. Sie hatte nicht viel über ihr Vorhaben gesprochen, nicht einmal mit Hattie, da es zu schwierig gewesen wäre, dieser ihre Obsession verständlich zu machen.

Nichtsdestotrotz hatten sie ihre höchst nebelhaften Pläne letztlich hierher nach Leh gebracht, mit einem Ticket ohne festen Rückflugtermin, der sie hätte einschränken oder aber auch beruhigen können.

Sie ging den aus dem Hotel führenden Betonweg entlang, vorbei an Beeten voller Zinnien, Kosmeen und farbenprächtigen Ringelblumen, und hinaus auf die Straße. Während sie dem Stadtzentrum zustrebte, registrierte sie fasziniert ihre Umgebung. Es war Ende September, und sie sah, dass die kurze Touristensaison Lehs praktisch abgelaufen war. Viele der Handwerkerläden und Reisebüros an der

Straße hatten bereits dichtgemacht, ihre Eisenrolläden für den Winter heruntergelassen, und die auf Rucksacktouristen und Trekker ausgerichteten Internet-Cafés waren fast menschenleer. Auf den hohen Gipfeln rings um die Stadt glitzerte frisch gefallener Schnee, und an den Pappeln in den Hotelgärten raschelte das trockene goldene Laub.

In etwa einem Monat würden die wirklichen Schneefälle einsetzen, und die hohen Passstraßen, die die ladakhische Hauptstadt mit dem Kaschmirtal im Westen und Himachal Pradesh im Süden verbanden, würden bis zum Tauwetter im Frühjahr unpassierbar bleiben. Sechs Monate lang war Leh nur noch auf dem Luftweg zu erreichen, wie auch Mair am Vortag hingelangt war, als sie von Delhi aus zu dem kleinen Flughafen am Indusfluss flog. Während sie so dahinging, versuchte sie sich vorzustellen, wie es wohl im tiefsten Winter hier sein musste, wenn die engen Gassen des Städtchens zugeschneit waren und sich auf den Hausdächern die Heugarben für die Tiere stapelten. Doch sie wurde abgelenkt. Das unmittelbar bevorstehende Verschwinden der Touristen brachte es mit sich, dass die Händler der Stadt sich dringend noch ein paar Rupien verdienen wollten. Und in der Hauptstraße schnitten ihr drei davon mit routinierter Zangentaktik den Weg ab.

»Hallo, Madam, woher kommen Sie? Schauen Sie doch in meine Laden, bitte.«

»Ich habe wunderbare Pashmina-Schals, und heute ich mache Ihnen sehr gute Preis.«

Als sie versuchsweise den Kopf schüttelte, schürzte der dritte Mann die Lippen. »Aber Anschauen kostet nicht, Madam. Nur Anschauen. Warum so eilig?«

Sie hatte es nicht eilig, da hatte er schon recht. Lachend folgte sie dem ihr nächsten Kaufmann die Stufen hinauf in seinen vollgestopften Laden und ließ ihn seine Ware zeigen. Aus Tibet hatte er Silbertablets, Korallen- und Türkis-schmuck im Angebot, aus China bemalte Thermosflaschen und plüschige Nylondecken in grellen Farben. Es gab kratzige Mützen und Westen, die rings um Leh aus Ziegenwolle gestrickt wurden, gewebte Taschen mit Troddeln und Regale voller T-Shirts in allen Größen und Farben – die auf der Vorderseite meist ein maschinengesticktes Yak und den Slogan »Yak Yak Yak Ladakh« trugen. Langsam gewöhnten sich ihre Augen an das trübe Licht im Ladeninnern. An den Wänden stapelten sich ganze Wälle aus Samowaren, Kupfergeschirr und gestickten Teppichen.

»Das ist ja alles sehr schön. Vielen Dank fürs Zeigen. Aber ich kaufe heute nicht ein.«

Der Mann war Kaschmiri und folglich zum Verkäufer geboren. »Sie wollen Pashmina.« Es war keine Frage. An der Rückwand des Ladens standen deckenhohe Regale vollgestopft mit gefaltetem Stoff.

»Zeigen Sie her.«

Sofort begann er Schals aus den Regalen zu ziehen. Ein Schwall von Farbe staute sich auf dem winzigen Tisch, Gelb-, Blau- und Fuchsientöne. »Sehen Sie? Fühlen Sie mal, wie schön! Beste Qualität! Reine Pashmina!«

Mair wusste inzwischen schon sehr viel mehr über schöne Schals als vier Monate zuvor, als das exquisite Stück – das nun im Hotelsafe lag – in ihren Besitz gelangt war. Sie erkannte die Qualität der Arbeit und ihren wahrscheinlichen Wert. »Rein?«, sagte sie. »Ach ja?«

»Ja, reine Seiden-Pashmina-Mischung. Zwölfhundert Rupien. Sehen Sie mal, diese in Pink und diese herrliche in Türkis. Bald ist Weihnachten, Sie brauchen vielleicht Geschenke für Freundinnen. Drei für dreitausend.

»Haben Sie auch *Kani*-Webschals im Angebot? Oder bestickte Stücke?«

Der Mann blickte auf. »Oh, ja. Sie wissen, was gut ist, Madam. Ich zeige Ihnen.«

Er sperrte einen Schrank auf und präsentierte einen weiteren Stapel. Wie ein Magier schüttelte er mehr farbige Stoffbahnen aus und schwang und breitete sie vor ihr aus. Mair griff nach der nächsten und ließ den Stoff durch die Finger gleiten. Rasch beugte sie sich darüber, um das florale Muster in Rot- und Violetttönen zu begutachten, und schlang sich das Tuch um die Schultern.

»Sehr schön«, meinte der Kashmiri anerkennend. »Diese Farben genau richtig für Sie.«

Er war mit dem vorigen nicht zu vergleichen. Der Stoff fühlte sich steif an, war um die Blumenränder herum klumpig, und er hing komisch herunter, hatte nichts vom fließenden Fall ihres eigenen Schals. Als sie ihn wieder abnahm, hörte sie fast das Knistern der Fasern. Zwar wusste sie nicht sicher, wie das Muster gewebt worden war, doch nach einem flüchtigen Blick auf die Rückseite zu schließen, stammte er wohl aus billiger Massenproduktion. »Danke«, murmelte sie.

»Neuntausend. Gute Preis.« Er wusste, dass sie nicht kaufen würde. »Und diese hier, sehen Sie, bestickt. Alles Handarbeit.«

Königsblau diesmal, mit einer Bordüre aus weißen Blumen an beiden Enden. Die Blumen waren gewiss von Hand

aufgenäht, doch sie waren schlampig gestickt und an der Rückseite hingen die Fäden herunter. Unter der Stickerei konnte man die Umrisse des Blockmusters sehen. Stärker hätte es mit dem anderen kaum kontrastieren können, auf dem sich die doppelte Bordüre der Stickblumen über das in gleichen Farbtönen gehaltene Webmuster erstreckte, und zwar in so winzigen Stichen, dass sie fürs bloße Auge nicht erkennbar waren, und alles so vollkommen ausgeführt, dass rechte Seite und Rückseite nicht zu unterscheiden waren. Der Effekt solch sorgfältiger und sich selbst unsichtbar machender Arbeit bestand darin, dass eine breite Bahn des Webmusters quasi ausgestanzt wurde, wodurch das Paisleymuster und das verschlungene Laubwerk eine prachtvolle dreidimensionale Wirkung erhielten.

»Wirklich sehr schön«, wiederholte Mair.

Der Mann wirkte beleidigt. Sie wollte jetzt nur noch raus aus dem Laden und zurück in die Sonne. Sie wählte ein Paar Korallenohrringe vom Verkaufsstander neben der Tür, bezahlte sie schnell und ergriff die Flucht.

»Kommen Sie bald wieder«, rief der Händler ihr nach.

Die beiden anderen Verkäufer hefteten sich erneut an ihre Fersen, allerdings eher halbherzig. Sie konnte sie abschütteln und eilte vorbei an einer Reihe von Frauen, die Körbe voller Blumenkohl und Äpfel feilboten, die sonnige, staubige Straße entlang. Schuhputzer mit ihren Bürsten und Schuhwachsboxen hockten auf Sackleinestücken und versuchten ihre Aufmerksamkeit zu erregen, obwohl ihre abgewetzten *Converse Chucks* unübersehbar waren. Motorroller und Rikschas holperten über die Schlaglöcher in der Straße. Der Verkehrslärm war ohrenbetäubend. Mair spähte

in die schattigen, von der Straße abgehenden Gassen und bog auf gut Glück in eine hinein. Eine rüdisge Hündin kam in großen Sätzen und mit geschwollenen, baumelnden Zitzen auf sie zu.

Im Schatten war es kühler, und sie ging weiter, vorbei an Friseurläden und Metzgerständen, wo bluttriefende Ziegenköpfe auf Holzblöcken lagen. Ein an einen Balken genageltes schwarzes, surrendes Objekt entpuppte sich als die herausgetrennte Zunge des Tieres, die man vermutlich dort befestigt hatte, um die Fliegen vom übrigen Fleisch fortzulocken. Mair warf einen Blick darauf, schluckte und tastete nach der Wasserflasche in ihrer Tasche. Entschlossen nahm sie einen Schluck daraus und ging weiter. Zeltplanen spannten sich nun über ihrem Kopf, die Gasse wurde immer düsterer und enger. Überreife Gemüsereste und sonstiger kaum identifizierbarer Abfall quatschten unter ihren Füßen. Frauen in Saris glitten vorüber, andere in Burkas eilten in die entgegengesetzte Richtung. Standinhaber riefen, und Kinder hüpfen über die Abflussrinnen. Es war ein geschäftiger, heiterer Ort, und alles so Unvertraute daran strich ihr Außenseitertum nur um so stärker hervor.

Die Gasse öffnete sich auf einen Platz, und sie blinzelte, als ihr die Sonne jäh ins Gesicht schien. Auf einer Seite äste ein kleiner brauner Ochse mit offensichtlichem Appetit an einem Haufen schwelenden Unrats. Auf der anderen hatte man unter einem bemalten Baldachin eine karmesinrotgoldene Gebetsmühle aufgestellt. Während sie noch schaute, trat ein uralter Mönch in safrangelbem und weinrotem Gewand aus der Menge und setzte die Mühle im

Uhrzeigersinn in Bewegung. Er folgte ihr bei ihren Umdrehungen und murmelte und zählte die Perlen an seinem Rosenkranz. Mair fotografierte ihn und überlegte dann, ob dies womöglich zu aufdringlich gewesen war.

Sie entschwand in eine Gasse, die wiederum in eine andere Richtung führte, ins Zentrum des Basars. Hier verschwanden die Verkaufsstände fast unter weißen Turnschuhen und braunen Plastiksandalen. Und über den Köpfen baumelten wie unförmige Früchte Hunderte von Rucksäcken und Reisetaschen. Mädchenkleider aus Glitzerstoff und Flitter hingen in funkelnden Etagen übereinander.

Und hier, eingerahmt vom blauen Rauch, der aus einem der Imbissstände stieg, erblickte sie die Beckers zum ersten Mal. Die drei hätten mit Sicherheit überall Eindruck gemacht, doch auf dem chaotischen Basar boten sie ein derart überirdisches Tableau, dass es fast schon religiöse Qualität besaß.

Sie waren die ersten Europäer, die ihr auffielen, seit sie die Hauptstraße verlassen hatte. Die Frau war groß, schlank und von geradezu ätherischer Blässe. Über ihren Schultern bauschte sich eine Masse rotgoldenen Haars. Sie trug eine weite weiße Bluse über einem Stufenrock aus blauem Leinen und schlammverkrusteten Stiefeln. Sie sprach, deutete, lachte – alles gleichzeitig. Der bei ihr stehende Mann blickte in die entgegengesetzte Richtung. Er war sogar noch größer als seine Frau, sonnengebräunt und mit rabenschwarzem Haar und Augenbrauen sowie Dreitagebart. Zwischen ihnen stand ein engelhaftes Geschöpf, ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren. Es besaß denselben dichten Locken-

schopf wie die Mutter, allerdings in Weißblond. Der Kopf der Kleinen rotierte, während sie von einem Elternteil zum anderen blickte. Dann streckte sie die winzigen Ärmchen in die Luft und plärrte: »Tragen.«

Die Frau lachte und gestikulierte noch immer. Sie bückte sich und hob die Kleine hoch. Sie setzte sie sich auf die Hüfte und ging zum Imbissverkäufer hinüber. Das Kind zog eine Strähne aus dem erstaunlichen Haarwust der Mutter und spähte wie durch einen Schleier hindurch und hinter auf die an ihr vorbeiziehenden Köpfe.

Der Mann drehte sich um, um zu sehen, worauf seine Frau deutete. Mit einem Schöpflöffel angelte der Verkäufer im Siedebottich und brachte glänzend karamellbraune Schnörkel zum Vorschein. Er kippte sie in ein Papiertütchen und überreichte es ihr für ein paar Rupien. Die Frau griff hinein und zog einen fritierten Schnörkel heraus. Beiläufig blies sie darauf und reichte ihn dann dem Kind. Und mit Genuss biss die Kleine in ... was immer es auch sein mochte.

Die Frau legte den Kopf in den Nacken und ließ sich ein Stück davon in den Mund fallen. Sie kaute eifrig, lachte und wischte sich das Fett vom Kinn. Gesundheit und Zufriedenheit strahlten von ihr aus – so schien es. Ihre freie Hand glitt leicht hinüber auf die Hüfte ihres Mannes und verweilte dort. Es war eine Geste des Besitzes und der Zuneigung, ebenso intim wie zwanglos. Sie steuerte ihn weg vom Verkäufer und Mairs prüfendem Auge, obwohl keiner der drei auch nur einen Blick in Mairs Richtung geworfen hatte. Sie spazierten tiefer ins Labyrinth der Stände hinein. Mair sah ihnen nach, dem rotgoldenen und dem schwarzen

Kopf- und dem hellen des Kindes, der zwischen ihnen auf und ab hüpfte, bis sie um eine Ecke bogen und verschwunden waren.

Trotz des Drangs, hinter der Familie herzulaufen, rührte sie sich nicht von der Stelle. Der Verkäufer schaufelte eine weitere Ladung seiner mysteriösen Ware in den Kessel; das Öl zischte und spritzte.

Im Trubel des Markts empfand Mair ihre Einsamkeit heftiger als sonst.

Sie hatte zwar eine Menge Freunde – und auch die übliche Reihe von Beziehungen gehabt, doch es war keiner dabei gewesen, mit dem sie sich vorstellen konnte, den Rest ihres Lebens zu verbringen – jedenfalls nicht wie ihre Schwester Eirlys es mit Graeme gewagt hatte oder Dylan mit seiner Jackie.

Sie zwang sich, die Gerüche des Basars tief einzuatmen und registrierte die vorbeizuckelnden Kühe, die auf einem Abfallhaufen scharrenden Hennen, den buddhistischen Mönch, der von seinem Gang um die Gebetsmühle zurückkehrte, sowie den stetigen Anstrom von Menschen, die ihren Geschäften nachgingen. Farben und Gerüche und frische Eindrücke überschwemmten sie, und ihre Lebensgeister bekamen neuen Auftrieb. Sie drehte sich um, kehrte auf demselben Weg wieder zurück, wobei sie mit voller Absicht die entgegengesetzte Richtung einschlug wie die wunderbaren Fremden.

Die Fahrt nach Changhang, östlich von Leh, fast bis dorthin, wo einst die Grenze Tibets – inzwischen die Grenze Chinas – verlief, nahm den größten Teil des Tages in An-

spruch. Weitere Teilnehmer der Besichtigungstour in dem kleinen Toyota-Bus waren zwei korpulente holländische Paare mittleren Alters sowie drei israelische Jungen, die sich nicht nur wie Rüpel aufführten, sondern auch auffallend unfreundlich waren. Auf der Rückbank herum-lümmelnd, mochten sie sich über ihre diversen MP3-Zubehörteile kaum einkriegen und waren ständig am Wiehern.

Auf ihrem Sitz zusammengekauert und die Füße wegen des Geruckels gegen den Vordersitz gestemmt, hatte Mair während der langen Fahrt jede Menge Zeit zum Sinnieren und Erinnern.

Vor ihrer Abreise nach Indien hatte sie, soweit es ihr möglich war, die Geschichte ihrer Großeltern recherchiert. Dabei hatte sie in der Online-Ausgabe eines Buchs mit dem Titel *Hope and the Glory of God* (Untertitel *With the Welsh Missionaries in India*) vor drei Monaten den Artikel zu *Parchedig Evan William Watkins (1899–1960)* entdeckt.

Evan Watkins hatte am University College von Nordwales und dem College der presbyterianischen Kirche von Wales seine Ausbildung erhalten.

Nach der Priesterweihe fühlte er sich zur Arbeit in Indien berufen und war 1929 nach Shillong gereist, das damals zum Bundesstaat Assam gehörte. Später hatte er dann als Bezirksmissionar von Shangpung gewirkt.

Seit der Lektüre seiner geistlichen Biografie hatte sie immer wieder versucht, sich Evan Watkins in seinem schwarzen Rock und seinem Priesterkragen vorzustellen, während er den Bewohnern ferner indischer Bergdörfer mutig den Nonkonformismus predigte. Hatte er etwa von seiner improvisierten Kanzel herunter gewettert, während

an dampfigen Tagen der Monsunregen aufs Blechdach trommelte?

Seit ihrer Ankunft im indischen Himalaja hatte sie sich noch mehr bemüht, sich ihn in dieser Situation auszumalen, doch der Kulturschock war zu brutal, als dass sich irgendein Bild bei ihr eingestellt hätte.

Gemäß des Eintrags in diesem Buch war Parchedig Watkins 1938 nach Wales zurückgekehrt, wo er die 1909 geborene Nerys Evelyn Roberts kennenlernte und heiratete. 1939 schiffte sich das Paar in Liverpool an Bord der *SS Prospect* nach Bombay ein.

Das konnte sie sich nun schon eher vorstellen. Mair sah den Sonnenuntergang über dem Suezkanal und hörte ein Orchester, das für die Tänzer im Salon der zweiten Klasse spielte. Wahrscheinlich hatte der Pastor nicht viel Zeit für den Foxtrott, aber sie fragte sich, ob die junge Mrs Watkins das wohl ebenso gesehen – oder aber ihre Limonade geschlürft und mit etwas Wehmut die lachenden Paare beobachtet hatte.

Der Reverend Evan und Mrs Watkins wurden in der Folge zum Dienst in der neuen Mission von Leh, hoch oben in Ladakh berufen, wo der Pastor für die missionarische Betreuung der gesamten Region zuständig war. Viele Straßen in seinem Gebiet waren sieben Monate des Jahres unpassierbar, merkte der Biograph an, und elektrischer Strom war fast unbekannt.

Mair blickte zum Busfenster hinaus auf die karge Landschaft und die in den leeren blauen Himmel ragenden, violettgrauen Wolken. Die ungeteerte Straße lief im Zickzack – in hellen Haarnadelkurven, die man aus dem Fels ge-

kratzt hatte – auf einen fernen Pass zu. Die ganze Straße entlang hupten und schlitterten riesige Lastwagen mit bemalten Führerhäusern, die an Kirmeskarusells erinnerten. Doch noch immer wollten die kleinen Gestalten des walisischen Predigers und seiner Frau in ihrer Vorstellung keine Gestalt annehmen, weder hier noch sonstwo im Himalaja.

Der Rest des Artikels war knapp gefasst. Nach dem Krieg hatte seine angegriffene Gesundheit den Geistlichen gezwungen, nach Wales zurückzukehren. Auch in der Folge interessierte Evan Watkins sich stark für die Belange der Mission, doch gesundheitlich erholte er sich nie mehr von den Unbilden des indischen Klimas, starb im Jahr 1960 und hinterließ seine Witwe und eine 1950 geborene Tochter.

Diese Tochter war Mairs Mutter gewesen, Gwen Ellis, geborene Watkins.

Gwen selbst war, als ihr jüngstes Kind gerade ins Teenageralter kam, ganz plötzlich an einer Hirnblutung verstorben. Und mit am meisten bedauerte Mair inzwischen, dass sie – als ziemlich mit sich selbst beschäftigte und desinteressierte Dreizehnjährige – ihre Mutter niemals gebeten hatte, ihr etwas über Evan und Nerys' exotische Jahre als Missionare in Indien zu erzählen.

Der Bus hielt an einem Straßenstand, an dem es Tee und kleine Imbisse zu kaufen gab. Die israelischen Jugendlichen sprangen sofort auf und drängten sich an Mair und den holländischen Paaren vorbei ins Freie. Ehe sie ausstieg, um sich die verkraмпften Beine zu vertreten, nahm Mair den Rucksack vom Nebensitz und schlang sich den Traggurt über die Schulter. Mit dem Ellbogen hielt sie ihn an ihre Seite gepresst.

»Woher kommen Sie?«, fragte eine der Holländerinnen, während sie den stark gesüßten Tee aus der Thermosflasche des Verkäufers schlürften. Eine Kolonne indischer Armeelaster, die zu den Grenzverteidigungstruppen gehörten, schob sich langsam an ihnen vorbei. Junge Soldaten schielten, Gewehr im Anschlag, über die Heckklappen auf sie herunter.

Statt einfach »England« zu sagen und das sympathische Marktstädtchen an der Südküste zu nennen, wo sie leicht erreichbar für Hattie und mehrere andere Freundinnen lebte, und wo sich auch ihre letzte Arbeitsstelle befunden hatte, überraschte Mair sich selbst damit, dass sie »Nordwales« erwiderte. Ihr einstiges Elternhaus wurde inzwischen von einem Geschäftsmann aus Manchester und seiner jungen Familie bewohnt, sodass es diesbezüglich keine Bindungen mehr gab, außer ihrem Bruder, ihrer Schwester und ihren Erinnerungen. Aber trotzdem oder vielleicht gerade deswegen waren ihr die Jahre ihrer dort verbrachten Kindheit sehr präsent. Sie vermisste ihr Elternhaus, nun da es verkauft worden war und sie nie mehr zurückkehren konnte. Und sie klammerte sich an die Vorstellung von ihren Großeltern und deren Leben an diesem merkwürdigen Ort.

»Und Sie?«, erwiderte Mair rasch.

»Utrecht. Machen Sie hier Urlaub?«

»Ja-aa. Bin hier nur auf der Durchreise.«

Der Rucksack lehnte an ihrer Hüfte. Und darin lag zusammengefoldet in seinem Beutel der Schal.

Die Frau seufzte. »Wir finden das gar nicht so einfach auf diesen Straßen. Meinem Mann ist unwohl.«

Hinter dem Bus ertönte das unverkennbare Geräusch eines Menschen, der sich erbrach. Die israelischen Jugendlichen wiederum fanden das zum Brüllen komisch.

Der Bus kämpfte sich mit Mühe über einen weiteren hohen Pass, und eine gigantische Aussicht breitete sich vor ihnen aus. Ziel ihres Ausflugs war eine Hochebene nördlich der Berge. Geografisch gehörte diese zum tibetanischen Plateau, obwohl sie noch in Indien lag.

Changthang befand sich dort, wo die Nomadenvölker des östlichen Ladakh traditionell ihre Herden zusammentrieben und weideten. Das Klima da oben war so kalt und streng, dass die Tiere, um sich vor ihm zu schützen, das dichteste und leichteste Vlies entwickelten. Auf der Suche nach der spärlichen Weide zogen die Nomaden das ganze Jahr über mit den Herden von Ort zu Ort. Das Futter der Ziegen und das Wasser, das die Tiere tranken, waren unverseucht, und ihre Wolle die reinste, die man sich nur vorstellen konnte.

Aus ihrer Lektüre wusste Mair, dass die feinste *pashm*, das Rohmaterial der Kashmir-Schals, aus dieser Gegend stammte, sodass ihr kostbarer, geheimnisvoller Schal nahezu sicher als Wolle einer Pashminaziege einst hier seine Reise begonnen hatte.

Als sie endlich im Touristencamp in ihrem Zelt allein war, nahm sie den Beutel aus dem Rucksack und betrachtete sich den Schal noch einmal eingehend im Licht ihrer Taschenlampe. Der zart würzige Duft, der sich in seinen weichen Falten verbarg, war, wie sie inzwischen wusste, der Duft Indiens selbst. Das zentrale Motiv im

Webmuster des Schals war der gefächerte Schwanz eines Pfau. Eine breite Doppelbordüre umschloss das mittlere Bild, dessen Winkel von üppigen Paisleyformen ausgefüllt wurden, und breite Bänder reichen Blattwerks säumten beide Enden. Die teilweise bestickten Bänder erinnerten fast an Brokat. Trotz all seiner Schönheit jedoch war der Schal abgenutzt und zerschlissen. Verblichene Linien verrieten, wo er jahrzehntelang in denselben Falten gelegen hatte; an manchen Stellen hatte sich die komplizierte Stickerei aufgelöst, an anderen war sie völlig weggescheuert. Es gab Tintenflecken in einer Ecke und eine unregelmäßige gelbe Verfärbung in einer anderen. Mair zog ihn sich über die Knie, zeichnete abwesend die Stickarabesken nach, strich die geknoteten Fransen glatt und versuchte die Geschichte des Schals zu lesen, als sei er eine Landkarte.

Am frühen Morgen – es war noch kaum hell –, trommelte der Reiseführer Mair, die Holländer und die Israelis zusammen und scheuchte sie einen Pfad hinauf, der lediglich eine nicht ganz so felsige Rinne zwischen den die Ebene übersäenden Blöcken bildete. Sie erreichten das Ufer eines riesigen Sees, wo das Wasser mit einer dünnen Eisschicht bedeckt und der Boden mit Schnee überpudert war. Am Rande des Sees stand eine Handvoll einstöckiger Häuser, kaum mehr als Hütten, aufgereiht zwischen kahlen Pappeln. Yaks, deren langes Haar fast den Schnee berührte, bewegten sich schwerfällig zwischen den Felsen. In Vorbereitung auf den Winter trieben die Nomadenfamilien der Changpa ihre Herden von

den entlegeneren Weiden herab. In Seenähe befanden sich niedrige Steinringe, und die ersten Ankömmlinge hatten schon Ziegenhaarplanen darüber geworfen, um Unterkünfte für sich und ihre Tiere zu schaffen. Rauch erhob sich in dünnen Säulen aus den Lüftungslöchern an deren höchstem Punkt. Eine Frau kämpfte sich mit gebeugtem Rücken mit einem vollen Eimer vom Seeufer herauf.

Die Ziegen stanken – anders war es nicht zu nennen. Das Nomadencamp duftete nach Kerosin, Tierdung und Holzrauch, doch der beherrschende, geradezu halszuschnürende Geruch war der nach unverfälschter Ziege.

Man veranstaltete eine Vorführung für die Touristen. Drei Männer in groben Kitteln und Yakfellstiefeln trieben eine Handvoll ihrer Tiere in eine der steinernen Einfriedungen. Mair zog sich die Zipfel ihrer Fleece-Mütze über die Ohren und zitterte im scharfen Wind. Sie spürte geradezu, wie die Eisschicht über dem See dicker wurde. Die Ziegen waren zottige Geschöpfe, weiß und braun und schwarz, mit gebogenen Hörnern und bestürzend langen Pupillen. Sie ließen sich die Vorderbeine fesseln und zur Seite kippen, wo sie dann steifbeinig und stinkend lagen. Aus den Falten ihrer Gewänder zogen die Männer nun hölzerne Gerätschaften, die Haarbürsten ähnelten und mit scharfen, nach innen weisenden steifen Metallzinken versehen waren. Mit synchronisierter Kraftanstrengung machte sich jeder an einer Ziege zu schaffen und schabte und zerzte an der Hals- und Brustwolle der Tiere. Verfilzte Haarbüschel waren der Ertrag dieser Behandlung, die sich zusammen mit dem daran klebenden Dreck, Dung und

Fett in Klumpen ablösen. Die Ziegen meckerten protestierend und die Männer reagierten mit einem kehligen Heulgesang.

»Sie singen für die Ziegen, fordern sie auf, ihnen als Gegenleistung für das schmackhafte Gras, das sie gefressen, und das gute Wasser, das sie getrunken haben, gute *pashm* zu geben«, erklärte der Führer.

Eine Frau klaubte die Wolle auf, sobald die Männer sie aus ihren Kämmen gezupft hatten, wobei sie darauf achtete, auch das letzte Büschelchen aufzulesen, und stopfte sie in einen froststarrten Plastiksack.

»Jede Familie besitzt achtzig bis zweihundert Ziegen. Im Mai und September werden die Tiere gekämmt. Das Kämmen einer jeden Ziege erbringt ungefähr zweihundert Gramm Rohwolle«, leierte der Führer in seinem abgehackten Englisch. Wenigstens musste sie sich all das, anders als ihre Reisegefährten, nicht noch übersetzen.

»Wie viel Geld kriegen sie dafür?« fragte der Holländer, den die Reisekrankheit verschont hatte.

»Sechzehnhundert Rupien für ein Kilo«, erwiderte ihm der Führer. »Mal mehr, mal weniger, hängt von Qualität ab. Nach Reinigung und Weiterverarbeitung ergibt ein Kilo Rohwolle nur dreihundert Gramm reine Fasern zum Spinnen.«

Mair starrte auf den Sack. Um auf ein Kilo zu kommen, musste man eine Ziege schon ziemlich oft kämmen, und um diesen Sack zu füllen, brauchte es wohl eine ganze Herde. Und wie diese schmutzigen, fettigen Bündel sich je in die federleichte Eleganz ihres Schals verwandeln konnten, war nur schwer vorstellbar.

»Und was passiert als nächstes?«, fragte einer der jungen Israelis, obwohl er nicht allzu interessiert klang.

»Wollhändler kommen mit Lastwagen aus Leh herauf. Sie kaufen die *pashm* und bringen sie zur Weiterverarbeitung in die Stadt.«

Ein anderer von den Jungen hatte eine verrostete Konservendose aus dem übers Changpa-Lager verstreuten Müll gefischt. Er stellte sie auf einen Felsen und zielte mit Kieselsteinen danach.

»Ist das alles?«, wollte sein Freund wissen. Eine Steinsalve prasselte auf die Dose ein, bis sie vom Felsen hüpfte.

Der Reiseführer wirkte beleidigt. »So ist die Tradition der Menschen hier. So ist es seit Jahrhunderten.«

»Aber ist das alles, was es hier zu *sehen* gibt?«

»Heute nachmittag besuchen wir ein Kloster. Dort gibt es schöne Fresken.«

»Na toll.«

Nach vollbrachter Vorführung ließen die Männer ihre Ziegen wieder frei und jagten sie aus dem Pferch. Der Anführer wartete auf ein Trinkgeld, die anderen hasteten auf die nächste überdachte Einfriedung zu.

Mair hoffte, dass sie den Rest des Tages Ziegenhirtenballaden singend und *chang* trinkend an einem Holzfeuer verbringen konnten. Sie öffnete ihren Rucksack, vergewisserte sich noch einmal, dass der Schal schön eingepackt war, und nahm eine Fünfhundertrupiennote aus ihrer Geldbörse. Im Nu schloss sich die geschwärzte Faust des Mannes um den Geldschein, jedoch nicht so schnell, dass der Führer nicht mitbekommen hätte, wie viel es war. Er würde sie nun – da sie viel zu großzügig gewesen war – für eine unbesonnene

Europäerin, ein leichtes Opfer halten, doch das war ihr egal.

»Julley«, murmelte sie. Es war das ladakhische Allzweckwort für »hallo«, »Aufwiedersehen«, »danke«.

»Julley«, erwiderte der Mann. Er war schon unterwegs zu den Holländern.

Mair hatte vorgehabt, ihren Schal auszupacken und ihn, mit weidenden Ziegen im Hintergrund, über die sonnenverbrannten Felsen zu breiten, um ein künstlerisches Foto von seinem Ursprungsort zu schießen, das sie Eirlys und Dylan zeigen konnte – doch sie hätte ihn mit kleinen Steinen beschweren müssen, damit er nicht davongeweht wurde, und Kügelchen von Flugeis peitschten ihre Wangen. Der ganze Schauplatz war einfach zu grimmig für mehr als eine mentale Anerkennung dessen, dass dies der Ort war, an dem diese feine leichte Wolle womöglich vor siebzig Jahren ihren Anfang genommen hatte. Nichts hatte sich seither verändert. Und sie war froh, dass sie hergekommen war. Sie gab sich mit einem Foto vom See und den Bäumen zufrieden, vor denen strahlend eine weißwollige langhaarige Ziege stand.

Den Geruch einzufangen war unmöglich, was allerdings nicht bedauerlich war.

Was ihre Großeltern betraf, schien es nun, wo sie selbst da gewesen war, völlig unplausibel, dass jemals ein Abgesandter der walisischen presbyterianischen Mission von Leh so weit vorgedrungen sein konnte. Sicherlich hatte Evan Watkins in den Dörfern entlang des Indus und des Zanskar genug zu predigen gehabt und nicht auch noch die Changpa-Leute missionieren müssen. Im Winter hätte

er den Ort sowieso nicht erreicht, weil die Schneefälle ihn von der Außenwelt abschnitten.

Ihre Mitreisenden trotteten über das Plateau zurück auf den weißen Fleck des Toyota zu. Mair warf einen letzten Blick auf die Ziegen und die sie umgebende Kulisse und eilte ihnen nach.

»Zurück zum Bus, Jungs«, rief der Anführer der Israelis. Die beiden anderen stapften eifrig hinterdrein.